

# Teil V

## Dialektdichtung

**Was kann Dialektdichtung, was Literatur in der Standardsprache nicht kann?  
Ergebnisse einer Podiumsdiskussion**

Gottlieb Gaiser

**Mei Sprouch, meine Lyrik**

Fitzgerald Kusz

**Buch- und Hörempfehlungen**

**Literaturrätsel**

Dialektdichtung  
Podiumsdiskussion

## Was kann Dialektdichtung, was Literatur in der Standardsprache nicht kann?

Gottlieb Gaiser

„Sprache in der Wirklichkeit – Wirklichkeit in der Sprache“ lautete im Spätsommer 2013 das Thema der 58. Ferientagung für Deutsch- und Geschichtslehrer an den Gymnasien. Tagungsort dieser vom Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst finanzierten und von der Akademie für Lehrerfortbildung und Personalführung (ALP) durchgeführten Lehrerfortbildung war das Gästehaus der Abtei Münsterschwarzach. Fragen des Dialekts nahmen im Rahmen der Tagung gebührenden Raum ein. Vier Autoren – Friedrich Brandl aus der Oberpfalz, Gerhard C. Krischker aus Oberfranken, Helmut Haberkamm aus Mittelfranken und Josef Wittmann aus Oberbayern – gaben in einer Abendlesung am 3. September Einblick in ihr Schreiben in der Mundart und präsentierten Beispiele aus ihrem lyrischen Schaffen. Am nächsten Morgen erörterten sie zusammen mit dem Gymnasiallehrer und Dialektpfleger Dr. Ludwig Schießl aus Oberviechtach die Möglichkeiten und Grenzen von Dialektdichtung. Die Podiumsdiskussion wurde von Dr. Gottlieb Gaiser (ALP) moderiert und dokumentiert. Im Folgenden werden die zentralen Diskussionspunkte des 100-minütigen Gesprächs zusammengestellt:

### Möglichkeiten und Grenzen von Mundartdichtung

*Warum schreiben Sie in Mundart? Können Sie in der Mundart anderes ausdrücken als in der Hochsprache?*

BRANDL: Ich habe vor etwa 30 Jahren in einer Situation angefangen zu schreiben, in der ich gefühlt habe, dass diese schöne Heimat auch bedroht ist. Für mich stand eigentlich gar nichts anderes zur Debatte, als in Mund-

art zu schreiben, weil das **meine eigene Sprache ist**, aber auch um die Leute besser zu erreichen, die in der für mich bedrohten Heimat leben.

KRISCHKER: Das war bei mir ganz ähnlich. Ich habe gemerkt, dass ich, wenn ich in der Sprache dichte, in der ich denke, mehr Leute erreiche als ein literarisches Publikum – **man erreicht auch ein Publikum, das sich überhaupt nicht mit Literatur beschäftigt**. Was leistet Mundart? „Leisten“ ist ein ganz blöder Begriff. Meine Mundart ist ganz faul, die hockt in der Wirtschaft, am Stammtisch. Ist das emotional? Ich denke, **die Mundart „leistet“ im Emotionalen viel mehr, als es die hochdeutsche Sprache kann**. Zum Beispiel, was Helmut Haberkamm gestern vorgelesen hat, mit dem „sodderla, etzerdla“: nicht nur wegen der Verkleinerung – da wird etwas Familiäres geschaffen und etwas Emotionales. Dann hat die Mundart bei mir auch den Vorteil gehabt, dass man mir meine kritischen Äußerungen zum Lokalgeschehen in Bamberg viel eher abgenommen hat, als wenn ich auf dem hochdeutschen hohen Ross dahergekommen wäre. Die haben gesagt: **Der spricht unsere Sprache, das ist einer von uns**.

HABERKAMM: Was meine Vorredner gesagt haben, kann ich genauso unterschreiben. Ich denke, das hat was mit dem Ort zu tun, mitunter mit dem Aufwachsen, mit Herkunft, mit Familie und damit auch mit Emotionen und Gefühlen.

Schreiben war eine **Form der Identitätsfindung** für mich, damals, wie für viele Jugendliche oder junge Leute. Und da habe ich hochdeutsch geschrieben – interessanterweise, die Texte habe ich heute noch, würde ich nie einem Menschen zeigen; das war, zu-

rückblickend betrachtet, richtig furchtbar. Aber ich habe gemerkt, mit dem Hochdeutschen komme ich mir und meinem Erleben, meiner Umwelt, nicht besonders nahe und was ich sagen will, kann ich damit nicht ausdrücken.

Mein erstes Mundart-Gedicht habe ich, glaube ich, mit 20, 21 geschrieben und da habe ich plötzlich gemerkt: **Mundart ist die Sprache, die einfach echt ist, die das einfängt, was ich erlebt habe, die die Landschaft, den Ort trifft, den ich kenne, und die Menschen erreicht, die mir wichtig sind.**

Ich glaube, Mundart hat immer einen sehr starken Du-Bezug oder Wir-Bezug, immer auf das Publikum hin, während die Hochsprache für mich eher etwas Abstraktes, Abgehobenes ist.

Und dann habe ich angefangen, Mundart auch deswegen zu schätzen, weil sie einen eigenen Wortschatz hat, einen eigenen Rhythmus, eine eigene Musik, eine eigene Grammatik. Mir ist richtig aufgegangen, worin der Reichtum der Mundart eigentlich besteht, und das finde ich etwas Wunderbares.

Und je mehr ich geschrieben habe, desto reizvoller fand ich es, weil die Mundart ja immer weggeht vom Duden-Deutsch, also von den Regeln, den Normen, den Gesetzen. **Mundart hat etwas Anarchisches, etwas Subversives.** Ich kann schreiben, wie ich will.

WITTMANN: Ich bin zunächst einmal in der Mundart aufgewachsen, meine Eltern haben bairisch mit mir geredet und **Deutsch war die erste Fremdsprache.** Die habe ich in der Schule gelernt und sie war kein Hindernis, das muss ich ganz klar sagen. Wer seine Mundart beherrscht, lernt auch Deutsch fehlerfrei, weil er schon ein Ausdrucksvermögen und Präzision aus der Mundart mitbringt. Der geht nicht die Treppe „hoch“, der geht „aufe“ und weiß dann, dass das „hinauf“ heißt und dergleichen mehr.

Dann habe ich natürlich, wie alle anderen auch, meine erste Primanerlyrik auf Hochdeutsch verbrochen und war einfach noch nicht bei einem Deutsch angekommen, das mir entsprochen hat. Jeder Lyriker muss erst einmal die Sprache, die er benutzt, zu einer atmosphärischen Dichte führen, damit er überhaupt Lyrik erzeugen kann. Und das ist mir in Bairisch leichter gelungen als in Hochdeutsch. Deswegen habe ich in den ersten zwanzig Jahren ausschließlich in Bairisch Lyrik verfasst. Erst mit zunehmender Sattelfestigkeit – nicht nur im Deutschen – habe ich gelernt, aus Deutsch eine Literatursprache zu machen.

Wenn ich etwas mit Abstrakta, wenn ich etwas ganz scharf, präzise ausdrücken muss, ist mir die Schriftsprache deutlich lieber, natürlich auch für alle technischen Belange. Überall dort, wo es aufs Klangliche, auf die Musik ankommt, benutze ich den Sprachreichtum der Mundart.



**Friedrich Brandl** (geb. 1946) kommt aus der Oberpfalz und schreibt seit 1984 Lyrik in Mundart und Schriftsprache, Prosa und Theaterstücke. Durch den Widerstand gegen die in Wackersdorf geplante Atomfabrik bekamen seine Mundartgedichte einen politischen Inhalt. Bisher liegen sechs Gedicht- und vier Prosabände

des ehemaligen Hauptschullehrers vor, darunter „Ziegelgassler“ (2009) und „Glock'n'Roll“ (2012), in denen der Autor seine Kindheit und Jugend in Amberg beschreibt. In der Anthologie „Vastehst me“ (2014) ist Brandl mit älteren und neuen Mundartgedichten vertreten.  
[www.brandl-amberg.de](http://www.brandl-amberg.de)

*Gibt es Gegenstände, die Sie bevorzugt in der Mundart behandeln?*

WITTMANN: Grundsätzlich ist die **Mundart eine vollwertige Sprache**. Es gibt kein Tabu, man kann über alles reden. Trotzdem gibt es Grenzen. Wo man wirklich Abstrakta benutzt und mit Begriffen wie „Freiheit“ oder „Solidarität“ umgeht, ist die Mundart nicht mehr zuständig. Und dann gibt es noch das **Honoratioren-Bairisch**, also eine Zwischenform zwischen Mundart und Hochsprache. Wenn jemand schon sagt: „Ezd werds Zeit ozumfanga“, bekomme ich Ohrenkrebs, weil das einfach nicht Mundart ist. Das ist ein Hochdeutsch, das sich einen Mantel umhängt und durch und durch falsch ist. Dann muss man auch mal sagen: Stopp jetzt, dann reden wir hochdeutsch weiter.

SCHIESSL: Wir haben ja hier vier Hochkäter, die nicht nur spontan in der Mundart schreiben, sondern, wie wir eben gehört haben, auch über Mundart auf einer Meta-Ebene reflektieren. In meinen Augen ist es die Basis für einen guten Mundart-Dichter, dass er über sein Tun auf einer **Meta-Ebene** reflektiert, in vielerlei Hinsicht: was die Sprache betrifft, was die Thematik betrifft und was die Verschriftung betrifft. In meinen Augen ist ein Mundart-Gedicht dann gegeben, wenn es originäre Elemente in der Mundart verwendet: Lautung, Lexik und Thematik. Und da muss ich weitgehend

im Bereich des Konkreten bleiben. Wie Sie sagten, Herr Wittmann, **mit Abstrakta kann ich kein Mundart-Gedicht schreiben**.

*Sehen auch die anderen Autoren Grenzen in dem, was Mundart leisten kann?*

BRANDL: Ich möchte es nicht als Grenzen bezeichnen. Der Bereich, der unmittelbar um mich herum ist und einhergeht mit einer vermeintlichen Bedrohung, den ich so vielleicht als **Heimat** definiere, war für mich ein **Anlass, in Mundart zu schreiben**.

Je mehr ich diesen Kreis erweiterte, umso mehr bin ich von der Mundart weggegangen, zum Beispiel als ich meine Gesteinstrilogie geschrieben habe: „schiefer“ ist Nordbayern, hat nichts mit der Oberpfalz zu tun. „granit“ ist eine gemeinsame Basis von Böhmen und Bayern. Da wollte ich nicht mit Mundart anfangen, da habe ich auf Begriffe zurückgegriffen, die im Hochdeutschen angesiedelt sind. Ich fühle mich darin mittlerweile auch sehr wohl.

HABERKAMM: Ich denke, dass es eine richtig große Herausforderung ist, in der Mundart **Themen zu besetzen, die erst einmal unangenehm sind**. Die NS-Zeit in fränkischen Dörfern zum Beispiel hat kein Mensch gern öffentlich thematisiert. Oder Themen wie Depression oder Gewalt in der Ehe, dass Frauen von ihren Männern geschlagen werden, dass Männer saufen, dass Frauen saufen, dass



**Helmut Haberkamm** (geb. 1961), Dr. phil, wurde mit seinem Gedichtband „Frankl lischd nedd am Meer“ (1992) bekannt. Der gebürtige Aischgründer feierte mit zahlreichen Theaterstücken große Erfolge, darunter das fränkische Kult-Musikal „No Woman, No Cry – Ka Weiber, ka Gschrei“ (2001). Auch als Liedtexter und Über-

setzer machte sich der Englisch- und Deutschlehrer am Gymnasium in Spardorf einen Namen. 2012 erschien die Hörbuch-CD „Gidderbarri“, 2013 die schwarzhumorige Textsammlung „Tödliches Franken“, 2014 die CD „Hinnerwidderr & redurr“ mit Mundartlyrik und Orgelimprovisation. [www.helmuthaberkamm.de](http://www.helmuthaberkamm.de)

Kinder missbraucht werden. Dass man solche Themen für die Mundart-Gedichte auch thematisch erobert, finde ich wichtig, sonst überlebt auch die Mundart-Literatur nicht, wenn sie Tabus und dunkle Flecken ausspart. Anders ist es mit der Struktur der Sprache. Ich denke, dass **Abstraktes für uns in der Mundart schwierig auszudrücken** ist, weil zumindest meine Mundart Wörter wie Ungerechtigkeit, Hoffnung, Liebe nicht kennt, sondern immer verbal umschreibt: „Ich moochdi“. Aber „Ich liebe dich“ ist etwas Schriftdeutsches, das ist vom Konzept her schon etwas Fremdes.

Das heißt nicht, dass der Mundart-Sprecher weniger liebt, sondern er drückt sich nur völlig anders aus. **Mundart ist ein anderes sprachliches und mimisch-gestisches System.** Wer das nicht kapiert, missversteht Mundart von vornherein. Es ist also auch ein exklusives System: Das versteht nur der, der drinnen ist, der draußen steht, versteht es schon mal nicht richtig.

### Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit?

*Nun unterscheidet sich aber Mundart in ihrem alltäglichen Gebrauch von der Verwendung in literarischen Texten, vor allem wenn die Texte in Buchform veröffentlicht werden sollen. Wie lösen Sie das Problem der Verschriftung?*

KRISCHKER: **Ich schreibe, wie ich spreche oder wie ich es mir abhöre.** Es gibt bei mir auch keine Groß- und Kleinschreibung – gemäß dem Bonmot von Eggimann: Er hat noch nie jemanden gesehen, der die Substantive groß und die Verben klein gesprochen hätte. Ich lausche es also ab. Zum Beispiel „Stein“ heißt bei mir „schdaa“. Der Bamberger sagt: „do bleibt ka schdaa aufm annern“. Das schreibe ich dann klein: „s-c-h-d-a-a“ – meiner Meinung nach völlig korrekt. In Bamberg aber hat es dazu geführt, dass ein Teil der Leute das mit dem Satz abgelehnt hat: „Dem sein Zeug kannst du nicht lesen.“

BRANDL: Ist Mundart-Literatur nicht überhaupt ein Widerspruch? Mundart ist gesprochene Sprache und Literatur geschriebene Sprache. Ich kann mich an eine Tagung vor etwa dreißig Jahren im Literaturarchiv in Sulzbach-Rosenberg erinnern, da hat Joseph Berlinger eine interessante These aufgestellt, die ich nur sinngemäß zitieren kann: **„Mundart-Literatur hat immer etwas Oppositionelles, denn wenn ich Mundart schreibe, stehe ich im Widerspruch zum Gedruckten“.** Jede Mundart-Literatur ist irgendwo politisch: entweder weil sie ganz brave Themen hat, dann wird sie von der Politik vereinbart, oder weil sie opponiert.

KRISCHKER: Nochmal zur **Verschriftung**: **Sie ist natürlich immer ein Kompromiss,** aber wie will ich sonst meine „Literatur“ unter die Leute bringen? Ich kann ja nicht immer hingehen und vorlesen. Das Schriftbild ist immer ein Annäherungswert, weil man den besonderen Klang nie mit unseren Buchstaben trifft. Bei uns heißt zum Beispiel der Neptun „goblmo“. Weder das „gobl“ noch das „mo“ ist auch nur annähernd mit unseren Buchstaben herzustellen. Insofern ist es natürlich immer gesprochene Sprache, aber man muss sie irgendwie unter die Leute bringen.

WITTMANN: Ich habe genau so angefangen wie Gerhard Krischker und habe versucht, dem gehörten Bairisch schriftlich irgendwo nachzukommen – gemeint ist das ethnische Bairisch und nicht das Staatsbayerisch mit „ay“, das bekanntlich ja drei Sprachen umfasst: Fränkisch, Schwäbisch und Altbairisch. Dann entstehen manchmal **Wort-Würmer**, die man ganz langsam lesen muss, damit man überhaupt versteht, was gemeint ist. Und diese **Verlangsamung ist auch etwas Wichtiges.** Ich finde es ausgesprochen gut, dass man zurück in die Position eines ABC-Schützen gestürzt wird, der erst einmal ein Schriftbild verinnerlichen muss, um dann zu rätseln: Was könnte das heißen? Dadurch wird nämlich das Denken angeregt und es kommt ein ganz anderer, langsamerer, gründ-

licher Leseprozess zustande. Wenn man glaubt, man kann mit einem Blick eine halbe Seite erfassen, liest man Dinge, die gar nicht auf dem Blatt stehen, und bringt aus lauter Hektik nicht mehr die einzelnen Sätze zum Klingen.

Trotzdem gibt es natürlich den bleibenden und nicht aufhebenden Widerspruch, dass **Mundart keine Schriftart** ist und dass die Literatur immer das Problem hat, das Gesprochene einzufangen. **Gesprochene Sprache ist die, die sich als erste entwickelt, die mit der Zeit geht, die immer ein anarchisches Element in sich hat und sich jeder Ordnung entzieht.** Das ist wie bei jedem Chaos: Die Ordnung wird mir erst später verschrieben. Ich habe am Schluss aufgehört, mich unserem Klang von „åbe“ mit Doppel-o und anderen Konstruktionen anzunähern. Das ist so zwischen a und o, dass wirklich nur das schwedische a mit einem Kringel darauf (å) dem nahekommst. Auf der anderen Seite bin ich zurückgegangen: Den „schdoa“ zum Beispiel schreibe ich jetzt nicht mehr mit „schd“, weil er auch im Umgangsdeutschen kein „s-tein“ ist, sondern ein Stein.

HABERKAMM: Ich schreibe „staa“, weil ich auch sage, dass „st“ im Hochdeutschen jeder sofort als „scht“ liest. Und da wir in Franken alle harten Konsonanten „weich“ machen, wird es ohnehin „schdaa“ gelesen. Ich mache das als Kompromiss. Das Entscheidende ist, **dass man für sich selber konsequent ist.** Wenn ich mich einmal auf eine Regel festgelegt habe, dann ziehe ich die auch durch. Ich versuche, möglichst phonetisch zu schreiben, das heißt: **Auf dem Papier steht, wie etwas gesprochen wird, auch wenn das seine Grenzen hat:** „oaziehn“ zum Beispiel. Dieses „oo“ oder „oa“ haben wir auch im Mittelfränkischen. Ich mache keine Kringel darauf und schreibe „oo“ und dann z-i-e-h-n-g. Das kann jetzt natürlich für den Leser sowohl „oaziehn“ oder „ooziehn“ bedeuten, also „anziehen“ oder „abziehen“ im Hochdeutschen. Das sind aber Grenzfälle, die wirklich ambivalent sind, ansonsten ist der Sinn meistens aus dem Kontext erschließbar.

Ich habe die **Groß- und Kleinschreibung** beibehalten, weil ich finde, dass das eine **Leseerleichterung** darstellt. Was ich beim Schreiben dann aber noch berücksichtigt habe, ist das **etymologische Prinzip**, das **morphologische Prinzip**, das heißt: Ein Wort wie „Seeng“ kann in meiner Mundart sowohl „Sehen“ als auch „Säge(n)“ bedeuten (bei „mir denna a Holz seenga“ könnte es auch „segnen“ heißen): Wir „sehng“ da eine „Seeng“ – wir sehen da eine Säge : „sehng“ im Sinn von „sehen“ schreibe ich s-e-h-n-g, damit durch das „h“ für den Leser klar ist, es kommt von „sehen“, ich verweise also auf die Etymologie.

Und die Säge wird S-e-e-n-g geschrieben, groß natürlich – Substantiv. Und weil es von der Säge kommt, schreibe ich kein „h“, sondern Doppel-e, damit für den Leser klar ist, dass unterschiedliche Bedeutungen vorliegen. Das ist mein Prinzip, das ich mir zurechtgelegt habe. Es gibt ja **keine Norm. Die Norm gibt man sich selber**, aber ich finde es wichtig, dass man sich eine Norm schafft, die man für sich konsequent durchhält, damit der Leser Klarheit hat und das Lesen erleichtert wird.

SCHIESSL: Die vier wichtigsten Kriterien für die Verschriftung von Dialekt sind **Lesbarkeit, Lauttreue, Konsequenz und Einheitlichkeit.** Ich habe immer ein Problem, wenn ich ein Dialektgedicht erst entschlüsseln muss, da vergeht mir einfach der Spaß weiterzulesen. Darum habe ich ein System entwickelt, das sehr stark an das Hochdeutsche angelehnt ist, aber zugleich versucht, die Lauttreue zu wahren. Hier und da müssen diakritische Zeichen helfen. Aber auch da muss der Leser die Mühe auf sich nehmen, sich einzuarbeiten. Es gibt eine Norm – das Sprachsystem. **Dialekt ist ein in sich geschlossenes Sprachsystem mit eigenen Gesetzlichkeiten.** Es geht nicht, dass man den „Shtaa“ einmal mit t und einmal mit d schreibt. Ein anderes Beispiel: der „Diesch“. Im Dialekt wird immer Lenis angelautet, also immer weich und damit lang – Einsilberdehnung nennt man das. Wenn man diese Gesetzmäßigkeit kennt,

kann man auch richtig schreiben, dann brauche ich die Länge eines Vokals nicht durch Verdoppelung kennzeichnen. Deshalb brauche ich auch kein Doppel-e in „Dreg“, der Dreck.

Wenn man also die Gesetzmäßigkeiten kennt und darauf sein Verschriftungssystem aufbaut, ist es in sich schlüssig und konsequent.

**Die Zeichen müssen für denselben Sachverhalt immer gleich verwendet werden.** Es

ist aber ein Unterschied, ob ich Dialektlyrik schreibe oder für ein Wörterbuch. Mir ist es im Übrigen viel angenehmer, den Autoren zu lauschen, als ihre Texte entziffern zu müssen. Beim Hören kann man erschließen, was gemeint ist, beim Lesen oft nicht.

HABERKAMM: Der Leser muss aus dem **Kontext** verstehen, was gemeint ist. Ich habe Kompromisse gemacht, nicht nur bei st wie in „Staa“, auch „schb“ wie bei „spotzn“, schreibe ich sp, obwohl ja jeder im Fränkischen ein weiches b spricht, genauso bei pf oder tz. Kompromisse ermöglichen dem gemeinen Leser ein leichteres Lesen.

**Doppeldeutigkeiten** kann man nie ausschließen. In einem meiner Texte kommt die Zeile vor: „Do heebn mir den Gruch“, nach dem Motto: vor ch wird lang gesprochen mit nur einem u. Da haben dann aber einige „da heben wir den Geruch“ statt „da heben wir den Krug“ gelesen. Und das ist natürlich eine andere Bedeutung.

*PUBLIKUM: Mir scheint, die Diskussion geht jetzt eher nicht um die Grenzen des Dialekts, sondern um die Grenzen der Verschriftung. Wenn ich ein Beispiel aus der Musik nehmen darf: Wenn ich nicht weiß, wie ein Walzer klingt, kann ich noch so oft die Noten lesen. Ich muss einfach die Wirkung kennen, ich muss den Dialekt gehört haben.*

### Großes oder kleines Publikum?

*PUBLIKUM: Ist das für Sie nicht ein bisschen bedauerlich, dass die Zuhörerschaft oder Leserschaft, je nachdem, regional doch so beschränkt ist, dass Sie nicht weiter hinauswirken können?*

HABERKAMM: Wenn man vergleicht, wie oft ein Gedichtband von Sarah Kirsch und wie oft Mundart-Gedichtbände verkauft werden, wird man sich sehr wundern. Ein Gegenwartslyriker in Deutschland verkauft oft nur 1.500, 2.000 Bände. Gerhard Jung zum Beispiel, ein Lyriker im alemannischen Bereich, verkaufte Zehntausende von einem Gedichtband. Von meinem ersten Gedichtband sind, glaube ich, 6.000 oder 7.000 verkauft worden.

**Die Zahlen allein sind aber nicht entscheidend, das Entscheidende ist die Intensität der Rezeption.** Wenn die Leute die Bücher von einer Lesung mitnehmen und daheim nachlesen, dann entsteht eine Rezeption, die viel intensiver ist, als das in der hochdeut-



**Gerhard C. Krischker** (geb. 1947), Dr. phil., kommt aus Bamberg und arbeitete nach seinem Studium der Germanistik und Geschichte bis 2012 als Lektor in einem Bamberger Schulbuchverlag. 1993 gründet er den Kleebaum-Verlag. 1997 Poetik-Professur an der Bamberger Universität. Krischker schreibt

Gedichte in Bamberger Mundart, veröffentlicht Beiträge und Feuilletons zu Bamberg und zu Franken und arbeitet für Rundfunk, Fernsehen und Zeitungen. Er ist Herausgeber zahlreicher Anthologien und Mitautor von Lesebüchern und einer Literaturgeschichte für die Schule.  
[www.literaturportal-bayern.de](http://www.literaturportal-bayern.de)

schen Lyrik der Fall sein kann, weil die Identifikation viel größer ist: Das ist meine Gegend, meine Region, ich kenne die Leute, ich kenne die Verhältnisse, ich kenne die Geschichte und so weiter.

Für mich ist ein ganz großer Vorteil in der Mundart-Lyrik oder Mundart-Literatur, dass man sehr nah dran ist am Text – am geschriebenen oder am gehörten Text. Und deswegen auch diese enorme **emotionale Wucht**, die dann die **Wirkung** ausmacht. Dazu kommt eine **große soziologische Streuung**: da ist eine ganz einfache Hausfrau, ein ganz einfacher Handwerker genauso wie der Germanistik-Professor. Und jeder hat etwas davon, jeder auf seine Art. Und das hat man in der hochdeutschen Lyrik nicht.

**KRISCHKER**: Man kommt an viel mehr Leute heran. Ich bin aus einer Arbeiterfamilie, ich kokettiere nicht damit. Wir hatten drei Bücher: die Bibel, ein Reader's Digest-Heft und irgendetwas über die Resl von Konnersreuth. Mein Vater hat nie eine Buchhandlung betreten. Damals habe ich mir überlegt: **Wie komme ich an solche Leute wie meine Eltern heran?**

Ich habe dann kleine Heftchen gemacht, die kosteten damals eine Mark – und die gab es nicht in Buchhandlungen, sondern in Apotheken, in Supermärkten, in Arztpraxen. Bamberg hat 60.000 Einwohner und wenn ich den Zahlen richtig folge, hat jeder Bamberger ein „Krischker-Heftla“. Ich weiß von Günter Eich,

einem der größten Lyriker, dass es fast gefeiert wurde, wenn 3.000 Bücher im Suhrkamp-Verlag, damals noch hochangesehen, verkauft wurden. Es gab nie eine zweite Auflage. Selbst jetzt, nicht mehr mit Heftchen, sondern mit richtigen Büchern, habe ich keine Auflage unter 3.000. Das Publikum ist also nicht so „beschränkt“, wie man von außen denkt.

**BRANDL**: Wenn ich aber den lichtung-Verlag anschau, in dem fast alle meine Bücher erschienen sind: Ich weiß, wie der darum kämpft, dass sich ein Buch rentiert, er also nicht Minus macht. Bei meinem Mundart-Gedichtband hat es zwei Auflagen gegeben – das war schon großartig, für ihn, den **Verlag**. Als **Autor** hat man von Lyrik sowieso nichts, wenn ich davon ausgehe, dass man bei einem guten Vertrag zehn Prozent bekommt. Von einem Lyrik-Bändchen mit einer Auflage von 1.000 kann man [*lacht*] bis zu seiner Pension gut davon leben.

## Dialekt im Unterricht

*Wie sehen Sie die Situation des Dialekts im Unterricht? Die Lehrkraft spricht – wenn überhaupt – allenfalls einen Dialekt und dann oft nicht den der Region.*

**WITTMANN**: Möglich ist es, den Horizont durch eine Gewöhnung an unterschiedliche



**Josef Wittmann** (geb. 1950) stammt aus München und lebt seit 1977 in Tittmoning im Lkr. Traunstein. Bis 2005 Industriekaufmann, seitdem freischaffender Texter, Buchillustrator, Übersetzer amerikanischer Lyrik und Autor zahlreicher Satiren, Theaterstücke sowie Kabarett-Texte. Als Lyriker schreibt er vorwiegend

in bairischer Mundart. Bisher sind sieben Gedichtbände erschienen – von „kuacha & kafä“ (1972) bis zum Hörbuch „Kraah Gickerl kraah kraah“ (2014). Beiträge von Wittmann erschienen in vielen Anthologien, zuletzt in „Vastehst me“ und „Bairisches Poeticum“, beide 2014.  
[www.josef-wittmann.at](http://www.josef-wittmann.at)



Sprachgewohnheiten zu erweitern. Für Lehrer ist das eine Standardforderung, weil sie ja Kinder haben, die Einheimische sind ebenso wie Zuwanderer aus dem innerdeutschen Bereich, aber natürlich auch Immigranten aus aller Herren Länder, die unterschiedlichste Sprachwelten mit in das Klassenzimmer bringen und sich miteinander verständigen sollen. Und da kann ich mir vorstellen, dass das Befassen mit unterschiedlichen Dialekten eine gute Übung ist, wie man Sprachunterschiede vermittelt.

**Sprachunterschiede kann man nicht einebnen – und sollte es auch nicht. Aber man soll möglichst früh vermitteln, dass eine gegenseitige Verständlichkeit gegeben ist.** Und das fordere ich auch für die Dialekte ein: dass man sich so weit kundig macht, dass man fremde Dialekte verstehen kann, aber selbstverständlich nicht versucht, fremde Dialekte nachzusprechen. Das wird immer lächerlich. Meine Frau ist aus Osttirol, ich verstehe inzwischen das Osttirolerische perfekt, aber wenn ich dann vor lauter Begeisterung anfange, das eine oder andere Wort zu übernehmen, sagt meine Frau: „Das lässt du bleiben!“ Und dafür bin ich dankbar, weil das einfach eine Grenze ist.

HABERKAMM: Eine Referendarin, die noch im Grundschulalter aus Kroatien nach Mittelfranken gekommen war, unterrichtete in Eichstätt Deutsch. Ein bairisches Weihnachtsgedicht im Lesebuch verstand sie nicht und bat die Schüler, es ihr vorzulesen. Die Schüler machten das mit Begeisterung, weil sie da einen Vorsprung vor der Lehrerin hatten. Sie hat dann das Gedicht ins Kroatische übersetzt, die Schüler in ihren Heimatdialekt, eher bairisch oder eher fränkisch gefärbt. Am Schluss hatten sie, glaube ich, sieben verschiedene Versionen im Klassenzimmer. Ich denke, das ist eine tolle Chance, da wird ein fremder Text, eine fremde Mundart zu etwas Eigenem und über diese **Transformation** lernt man sehr viel über Sprachen, über sich selber und über die Funktions- und Wirkungsmöglichkeiten der Sprache.

KRISCHKER: Ich bin kein Lehrer, aber bekomme ab und zu etwas von Schulen, von Lehrern zugeschickt. In der Zeitschrift „Praxis Deutsch“ war mal mein Gedicht „froong üwä froong“ abgedruckt. Das hat Michael Krejci, ein Didaktiker, zuerst ins Hochdeutsche übersetzt und für den Unterricht aufbereitet: Dabei werden die Sehenswürdigkeiten von Bamberg erst dadurch ersetzt, was in Regensburg ist oder in Würzburg, wie da der Kaiser war und die Leute und Bauleute und was zu sehen ist. Und dann übersetzen die Schüler das in ihren jeweiligen Dialekt. Und ich muss sagen: **Was da herauskommt, ist Klasse!**

*PUBLIKUM: An dem Würzburger Gymnasium, an dem ich momentan unterrichte, ist die Zahl der Dialektsprecher außerordentlich gering.*

SCHIESSL: Während auf der einen Seite die Wertschätzung für den Dialekt wieder steigt, der zum Beispiel auch vom bayerischen Ministerpräsidenten verwendet wird, nimmt die Dialektkompetenz in der Schule ab einer bestimmten Größenordnung erschreckend ab. Am Oberviechtacher Gymnasium, einer Schule mit etwa 800 Schülern in einer Gemeinde mit 5.000 Einwohnern, sprechen noch 80 bis 85 Prozent der Schüler und der Eltern auch Dialekt oder beherrschen ihn zumindest passiv. Aber: **Je größer der Ort ist, desto heterogener ist die Gesellschaft und desto weniger wird aktiv Dialekt verwendet.** Darum plädiere ich für eine **zeitgemäße Dialektpflege**. Es geht in der Schule mitnichten darum, einen Dialekt zu revitalisieren, man kann sich aber mit einem Dialekt auseinandersetzen, auch wenn die Schüler ihn vielleicht nicht mehr sprechen können. Der Dialekt ist eine gleichwertige und gleichberechtigte Sprachvarietät, nicht eine Abart des Deutschen. Sie wird nur zu einem anderen Anlass verwendet, zum Beispiel in vertrauter Umgebung.

Als junger Mensch und auch als Lehrer war ich immer an Schulen, an denen noch Dialekt gesprochen wurde. Dialektpflege bedeutet

nicht, dass die Schüler nicht mehr „Tschüss“ sagen dürfen, sondern dass sie sich mit **Dialekt als Sprachvarietät** beschäftigen, etwa in P-Seminaren.

Man kann auch etwas selber machen. Meine Frau unterrichtet an der Realschule und hat mit den Schülern einen Dialekt-Gedichtband gemacht, als Projekt, und mit einem bekannten bayerischen Liedermacher ein Schullied. Für solche Dinge kann man Schüler, die des Dialekts noch mächtig sind, rekrutieren und ihnen dadurch auch Wertschätzung entgegenbringen.

HABERKAMM: Noch ein Vorschlag: In den Bereich **Jargon der Jugendsprache** gehen! Denn die Jugendlichen sprechen im Alltag oft eine Mischung aus Umgangssprache, ein bisschen Hochdeutsch, ein bisschen Dialekt, und dann zeigen: Was ihr sprecht, ist nicht unbedingt Hochdeutsch, was ihr sprecht, ist nicht Dialekt – was ist es eigentlich? Wo kommt welcher Ausdruck her? Welche Metaphorik benutzt ihr? Das ist ja keine Jugendsprache, wie es offiziell immer verkauft wird, das ist viel gemischter.

Schüler verwenden kaum die jugendsprachlichen Ausdrücke, die in den Medien verbreitet werden, aber sie benutzen eine bestimmte Art von Bildlichkeit, von Redewendungen, eine bestimmte Art von Wertung. Diesen Übergangstreifen zwischen Dialekt und Hochsprache und Jargon mit den Schülern zu besprechen, finde ich spannend.

## Zukunft des Dialekts

BURKHARDT (*Vorsitzender der Gesellschaft für deutsche Sprache, im Publikum*):

In den bisherigen Beiträgen wurden des Öfteren die Begriffe „Hochsprache“ oder auch „Hochdeutsch“ verwendet. Als Linguist bin ich immer ein bisschen unglücklich damit. Hochdeutsch ist Bairisch natürlich auch und es ist sozusagen viel länger Hochdeutsch, als wir es im Norden sprechen. Hochdeutsch ist alles, was nicht Niederdeutsch ist.

Der Begriff **Hochsprache** – auch wenn es hier

niemand so gemeint hat – hat entweder die Tendenz, positiv gebraucht zu werden, so dass man die überregionale Standardsprache als was Hervorgehobenes, Besseres darstellt. Oder es wird ironisiert. Ich finde beides nicht richtig. Wir haben im Deutschen **Varietäten**, die überregionale **Standardsprache** ist nur eine Varietät neben Dialekten und Mundarten. Man sollte also lieber von Standardsprache sprechen, um das Überregionale im Verhältnis zum Regionalen auszudrücken. Als Nordlicht möchte ich noch kurz auf das **Niederdeutsche** eingehen, das vielleicht aus bayerischer Perspektive nicht so beachtet wird. Wie Friesisch gilt Niederdeutsch als eigenständige Sprache, aber im Norden wird Niederdeutsch in manchen Gegenden wie eine Ortsmundart gebraucht und hat in sich auch Dialekte und Mundart. Es gibt also auch eine niederdeutsche Literatur, die man dann Mundart-Literatur nennen könnte, auch wenn es eigentlich eine andere Sprache ist.

Ein letzter Punkt: Ich bin in **Westfalen** aufgewachsen und konnte erleben, wie das „Westfälische Platt“ bei meinen Großeltern sozusagen ausstarb. Ich habe es nur noch passiv gelernt. In dem Streifen von Westfalen nach Ostfalen, auf dem ich mich meist bewege, wird immer mehr oder weniger überregionale Standardsprache gesprochen, die aber – wie der Dialekt bei Ihnen – bei uns die Muttersprache ist, auch wenn das vielleicht aus der Perspektive der Dialektsprecher im Süden immer ein bisschen wie eine aufgesetzte Sprache klingt.

*Eine abschließende Frage an das Podium: Was wünschen Sie sich für Ihren Dialekt und für Dialekt überhaupt in Bayern und im Unterricht?*

KRISCHKER: Ich glaube, es sieht ziemlich düster aus um den Dialekt. Ich bin auch nicht mehr so missionarisch wie früher. **Dialektlyrik** ist wieder auf dem Rückzug. Ich sehe das auch bei der Verleihung etwa des „Frankenwürfels“: Da werden wieder Büttendredner ausgezeichnet. Und was Bamberg betrifft, sind es wieder die Themen, die wir versucht

haben, zum Verschwinden zu bringen: kauzige Gestalten und lustige Anekdoten ... Ich sehe da ziemlich schwarz.

HABERKAMM: Dialekt ist schon auf dem Rückzug, aber ich bin eigentlich Optimist. Wenn der Dialekt etwas Wichtiges ist, wird er auch in Zukunft wieder als etwas Wertvolles erkannt werden. Das dauert noch 20 oder 50 Jahre, aber dann erlebt der Dialekt auch wieder eine Renaissance. Was ich mir wünschen würde, ist, dass man den Wert und den Eigenwert von Spielarten von Sprache erkennt. **Für regionales Selbstbewusstsein ist der Dialekt in Süddeutschland unabdingbar. Denn das einzige, was jetzt typisch fränkisch ist, ist die Sprache.** Alles andere ist importiert oder austauschbar.

Nichts aus Franken ist in Franken gewachsen. Der Kren kommt aus dem Balkan, der Wein vom Mittelmeer und das Bier kommt von den Mönchen. Alles austauschbar, nur die Sprache nicht. Die ist sozusagen autochthon. Und wenn das in Zukunft erkannt und benutzt wird, dann habe ich auch wieder Hoffnung für den Dialekt.

BRANDL: Ich möchte das erweitern: Es geht nicht bloß um den Dialekt. **Ich würde mir wünschen, dass in allen Schularten der Mut und die Zeit für einen spielerischen Umgang mit der Sprache gefunden werden.** Ich habe auch für Schüler oft Schreibwerkstätten gemacht. Wir haben Mundart-Texte aus unterschiedlichen bayerischen Regionen szenisch umgesetzt und dabei viel Freude gehabt. Ein Gedicht im Unterricht durchzunehmen, darf nicht Strafe sein, muss Freude machen. Und wenn die Freude an der Sprache, am Umgang damit da ist, dann wird sich automatisch auch die Freude an den verschiedenen Variationen, an den verschiedenen Klangfarben, an den verschiedenen Dialekten wieder einstellen.

WITTMANN: Ich gehöre zu den Skeptikern. Wenn die Vertreter der modernen Mundart-Literatur [*mit Blick auf das Podium*] alle im Pensionsalter sind, kann man sich ausrech-

nen, wie viel Zukunft wir noch haben. Ich merke es an der eigenen Familie. Meine Enkel reden ein **Münchner-Vorort-Nimmerbairisch**, bei dem es mir die Ohren verdreht, wenn ich zuhöre. Aber das Schlimme ist, dass sie zu einem großen Teil schon gar nicht mehr reden, sondern mit einem elektronischen Kästchen kommunizieren. Und da ist die Sprache insgesamt nicht mehr so wichtig. Mundart schön und gut, aber **wir müssen schauen, dass wir die Sprache überhaupt am Leben halten.**

Im Großen und Ganzen sehe ich die **Mundarten als sterbende Sprachen.** Es gibt momentan, glaube ich, noch 6.500 Sprachen auf der Welt. Davon werden wahrscheinlich 5.000 die nächste Jahrhundertwende nicht erleben – und da werden unsere Mundarten dabei sein. Darüber muss man jetzt auch nicht traurig sein – solange überhaupt noch geredet wird – miteinander.

SCHIESSL: Ich habe da eher eine neutrale Position. Auf dem flachen Land ist der Dialekt nach wie vor sehr vital. Dass es Probleme in den großen Städten gibt, ist eine normale Entwicklung, da kann man nicht gegensteuern. Was ich mir von den Schulen wünsche, ist ein **stärkeres Bewusstsein in Bezug auf den Wert und den Stellenwert des Dialekts.** Ich wünsche mir, dass die Germanisten verstärkt tätig werden, sich mit Dialekt zu beschäftigen. Meinen Dialektpfleger-Kollegen wünsche ich eine etwas weniger apodiktische Haltung in Richtung Sprachpurismus, denn die halte ich für kontraproduktiv.

#### Fotonachweis

Brandl © J. Brandl-Trepesch

Haberkamm © Andreas Riedel

Krischker © Nadine Sailer

Wittmann © Volker Derlath

## Leseproben

*Friedrich Brandl*



### **Koa Empfang**

Da letzte Sturm  
hot ma d Antenne  
abbrocha  
seitdem  
bringe dein Sender  
nimma eina

Vielleicht sollat ma s  
doch mit m Kabel  
probiern  
doch dou müssat ma  
erst afgrabn  
bei mir

Aus: Meine Finga in deina Rindn  
(lichtung verlag, 2002)

*Helmut Haberkamm*



### **Bubberdäd**

Die Maadle sinn stramm und spitzi  
Die Sunna mächdsi haaß und hitzi

Die Buum sinn wild und witz  
Die Sunna mächdsi schneidi und  
spritzi

Alla sinnsi scharf und schwitzi  
Obber naja, des leechdsi – des  
gibbdsi

Aus: Uns schiggd der Himml  
(ars vivendi, 2010)

*Gerhard C. Krischker*



### **noochruf auf main radiägummi**

du hosdi  
aufgäriim

füä maina feelä

Aus: fai obbochd  
(Kleebaum Verlag, 2010)

Gerhard C. Krischker



### in aichnä sach

nooch maim aufdridd  
gee i naidä gadäroom  
raus aus deä ledähosn  
rundä midm dirolähüdla  
un donn dsiichi mai dschiins  
widdä oo

un deng mä  
däs is ka schlechdä dschobb  
alla oomd draihunnäd marg  
däs is scho schdarg  
däfüä kosd scho moll  
auf die büüna schlabbn  
un als mundoäddichdä  
dena iän dabbn  
machn

(nach udo lindenber:  
glitzerknabe)

Aus: fai obbochd  
(Kleebaum Verlag, 2010)

Josef Wittmann



### memento

schee, weps:  
mid so feine flügl is guad glenzn  
in de schlankn schenkl so vui kraft  
und da lange dicke hintern  
gäib und gfährlich.

guad, weps:  
auf an decktn disch lasst si  
scho lebm  
flink wia s d bist frißt wås  
da schmeckt  
und des noagal då im kriagl  
glangt da ewig.

pech, weps:  
mid dem biafuizl håst no need  
grechnat  
obm is jetz da himme ganz  
dicht zua  
und dea schwoba wead dei  
dod sei  
siaß und bitter.

(Erstveröffentlichung)

## Mei Sprouch, meine Lyrik

Fitzgerald Kusz

„**die rache/der sprache/ist das gedicht**“:  
 Wos für ä schäiner Spruch! Er stammt von Ernst Jandl. Gibt es eine schönere und witzigere Definition, was **ein Gedicht** eigentlich sein soll? Die Sprache rächt sich, sie schlägt zurück gegen die tagtägliche Berieselung, der wir ausgesetzt sind. Das einzige, was da noch hilft, is **ein Gedicht**. Und die Sprache, in der ich mich räche, ist der Dialekt, **mei Sprouch**.

Ich bin als Dialektsprecher aufgewachsen. Fränkisch war meine erste Sprache, **mei Muttersprouch**. Meine zweite Sprache war das Berlinerisch meines Vaters. Wahrscheinlich hat das Spannungsfeld zwischen den beiden Dialekten mein Ohr hellhörig gemacht für das, was Sprache vermag. Auf dem Gymnasium und der Uni wollte man mir meinen Dialekt austreiben. Es ist nicht gelungen. Der Dialekt war stärker. Er hat sich gerächt. Plötzlich stand was auf einem Blatt Papier: **Mein erstes Gedicht**. Es bestand aus nichts anderem als aus lauter Schimpfwörtern:

*suä ruudzbridschn suä elendichä  
 suä dreckbambl suä dreckädä  
 suä weisbild suä schbinnäds  
 suä bläidä sunnä suä bläidä  
 suä luschn su groußä  
 ä suä sulln  
 ä suä  
 suä*

Diese „**schimpfrede**“ von 1970 war zugleich eine doppelte Rache. Die Rache an einer Freundin, die mich versetzt hatte, und die Rache an der Hochsprache, die drauf und dran war, **mei Sprouch**, meinen Dialekt zu verdrängen. Der Damm war gebrochen. Von da an konnte ich nicht mehr aufhören, im Dialekt zu schreiben. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich mich in hochdeutscher **Pop-Lyrik** versucht. Von der **Pop-Art** habe ich das Prinzip des Zitierens gelernt. Das ließ sich sehr gut auf den

Dialekt übertragen. **Meine Mundart wurde so zur Mund-Bindestrich-Art**. Mit der Betonung auf „art“. **Mund-Art**, wie ich sie verstehe, ist kein bloßes „Dem-Volk-aufs-Maul-schauen“, sondern Literatur, also ein Kunstprodukt.

Ich bin, durch mein Studium bedingt, ein unverbesserlicher „**Philologe**“. Die Liebe zum „logos“, zum Wort treibt mich um: die Sprachlust. Ich bin in die Sprache vernarrt. Sie ist nicht bloß mein **Handwerkszeug**. Sie hat ein Eigenleben, einen unverwechselbaren Sound. **Mei Sprouch** „swingt“, sie „groovt“ und manchmal hat sie auch den „blues“. Mit anderen Worten: Dialekt ist Musik, und diese Musik versuche ich aus den Wörtern herauszuholen. Ich kann in meiner **Sprouch** sogar „rappen“:

*däi ding dou  
 wou mid dem ding dou gäihd  
 houd däi ding dou gsachd  
 soll wos glanns gräing  
 vo dem ding dou soongs*

*obbä nix gwiiß waaßmä ned*

**Meine Lyrik** ist für den Vortrag geschrieben. Erst dann erwachen die Texte zum Leben. Man sollte sie immer laut lesen.

Gute Gedichte dürfen sich aber nicht bloß auf die Sprache verlassen. Sie müssen neben der Sprache noch etwas anderes haben, eine Energie, eine Antriebskraft, einen Treibstoff, der sie auf die poetische Umlaufbahn schickt. Diese Kraft ist es dann, die den „Flash“ auslöst, das Staunen, den Schock, den Kick, den Wow-Effekt. Gedichte ohne dieses gewisse Etwas, ohne „vibrations“, ohne „Schwingungen“; Gedichte, die außer Sprache nichts zu bieten haben, sind langweilig. Bloßes Wortgeklingel. Sie rauschen vorbei, sie bleiben nicht haften.

Überhaupt das Haftenbleiben! Wie erreicht man, dass Gedichte ins Bewusstsein dringen und im Gedächtnis hängen bleiben? Man muss alles Überflüssige weglassen, mit wenigen Worten maximale Wirkung erzielen. „Sprachkürze gibt Denkweite“, lautet eine Maxime Jean Pauls, an die ich mich immer wieder halte. Das erklärt vielleicht auch mein Faible für den japanischen Dreizeiler, das **Haiku**:

*deä wech is es ziel  
du redsd di leichd:  
iich find inn wech ned*

Wir leben in einer Zeit ständiger Beschleunigung. Das Tempo, das unser Leben bestimmt, nimmt von Tag zu Tag zu. Die Lyrik muss dem etwas dagegensetzen. Sie nimmt die Geschwindigkeit aus den Dingen raus. Lyrik ist „Entschleunigung“. Für die Dauer eines Gedichts scheint die Zeit still zu stehen:

*ä naggdschneggn grabld nachm reeng  
ibän nassn asfald: ä ganz ä glannä  
diefdsgehwindichkeidszuuch*

Ich habe mich für den Dialekt entschieden, weil ich in der **Sprouch** Dinge sagen kann, die ich in der Hochsprache unmöglich sagen könnte. Der Dialekt ist an allem dichter dran – an den Menschen, am Alltag, an den Emotionen, am Leben. Und er ist konkret.

Das ist die eine Seite, aber es gibt noch eine andere Seite, die der Dialekt der Hochsprache voraushat: Er lebt vom Humor. Und der ist in ihr drin. „**Hauptsach, mer derf sein Humor ned verliern!**“ Mit diesem Spruch meiner Großmutter bin ich aufgewachsen. Was wäre **mei Sprouch** ohne den Humor! Er ist für mich ein Lebensmittel, ja, ein „Überlebensmittel“! Er hilft, das Leiden an der Welt zu überwinden, er versöhnt mit dem Dasein und mit den Mitmenschen. Er ist, um noch einmal Jean Paul zu zitieren: „überwundenes Leiden“.

*iich hou mein humoä väluän  
weä hilfd mä soung?  
weid kannä ned saa*

Es steht nicht gut um den Dialekt. Wie lange wird er sich noch halten? Ja, sogar vom Dialektsterben ist schon die Rede. Ich werde jedenfalls weiter dagegen anschreiben und **mei Sprouch** am Leben erhalten. Es wäre jammerschade, wenn die Energie, die Kraft und die geballte Ladung Emotion, die in meiner **Sprouch** steckt, verloren ginge. Das ist die eigentliche „**dia-leckdig**“ des Dialekts:

#### **dia-leckdig**

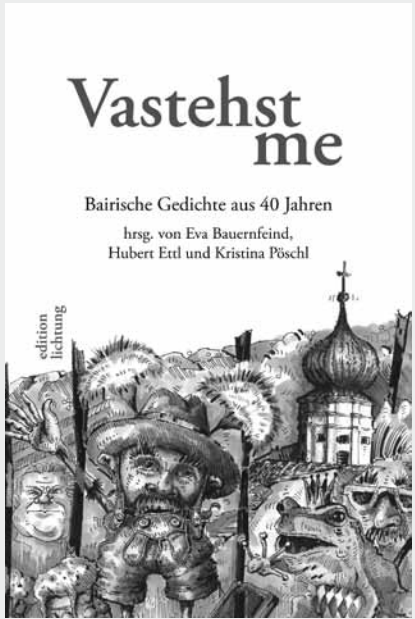
*ohne meinä muddä iä schbrouch  
kammi meim vaddä sei land  
kreizweis*



**Fitzgerald Kusz** (geb. 1944) ist seit Langem *der* Klassiker der fränkischen Gegenwartsliteratur. „Schweig, Bub!“ (1976) brach alle Aufführungsrekorde. Der ehemalige Deutsch- und Englischlehrer lebt in Nürnberg und schreibt fast ausschließlich in fränkischer Mundart. Bis heute liegen 13 Gedichtbände und 20 Theaterstücke vor. Kusz

liest gern an Schulen. Unterhaltungswert garantiert: „Humor gehört wahrscheinlich zu meiner Persönlichkeit dazu. Wenn man ein dickes Kind irgendwann mal war, dann hat man nur eine Möglichkeit gehabt. Ich war nicht der Sportler in der Klasse, ich konnte eigentlich nur versuchen, durch Witz und Ironie zu bestechen.“

★ Buchempfehlungen



**Vastehst me.**  
Bairische Gedichte aus 40 Jahren  
hrsg. von Eva Bauernfeind,  
Hubert Ettl und Kristina Pöschl

edition  
lichtung

**Vastehst me. Bairische Gedichte  
aus 40 Jahren**  
Eva Bauernfeind, Hubert Ettl,  
Kristina Pöschl (Hgg.)  
edition lichtung, Viechtach 2014

ISBN 978-3-941306-09-7  
EUR 16,80

Erstmals liegt mit *Vastehst me* ein Sammelband vor, der einen Überblick über die zeitgenössische Mundart-Lyrik der altbairischen Regionen gibt. Vertreten sind die wichtigsten Mundartlyriker aus Oberbayern, Niederbayern und der Oberpfalz. Die Gedichte stammen aus den letzten 40 Jahren und bilden verschiedene Strömungen ab. Aufgenommen sind deren wichtigste Vertreter, traditionelle Mundartlyriker stehen neben zeitkritischen und experimentellen Dichtern. Die 50 Autoren der gut 150 Gedichte schreiben so, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist: in ihrem jeweiligen regionaltypischen Dialekt. Die Anthologie zeigt den Reichtum des Bairischen und seiner Bildhaftigkeit.



**Autoren  
und  
Autorinnen  
in Bayern**  
20. Jahrhundert

Herausgegeben  
von Alfons Schweiggert  
und Hannes S. Macher

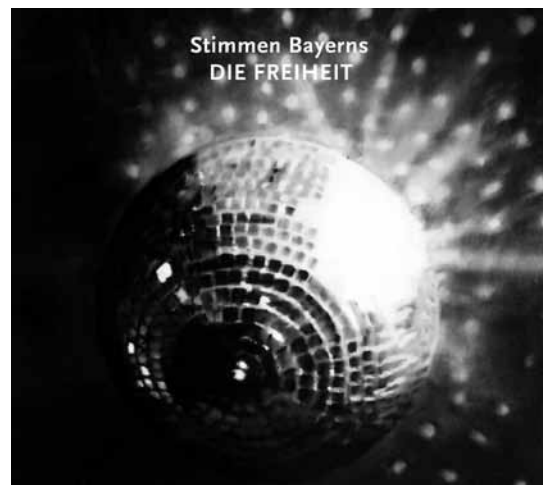
**Autoren und Autorinnen  
in Bayern. 20. Jahrhundert**  
Alfons Schweiggert,  
Hannes S. Macher (Hgg.)  
Verlagsanstalt „Bayerland“, Dachau 2004

ISBN 978-3-89251-340-7  
EUR 59,80

Die mit der bayerischen Literatur wohlvertrauten Herausgeber legen mit diesem Werk eine gut zu lesende Mischform aus Lexikon und Literaturgeschichte vor: In jeweils eigenen Beiträgen werden über 300 Schriftsteller des 20. Jahrhunderts vorgestellt, darunter auch viele Mundartdichter. Neben Autoren, die als Erzähler, Lyriker und Dramatiker wirkten und wirken, wurden auch Journalisten, Historiker oder Essayisten aufgenommen. Literaturgeschichtliche Entwicklungen werden in gesonderten Aufsätzen dargestellt. Ein gebundenes Nachschlagewerk und Lesebuch für alle, die sich für die Literatur in Bayern interessieren – geeignet auch für die Schulbibliothek.



★ Hörempfehlungen



Die bayerischen Dialekte sind in erster Linie gesprochene Sprache. Man muss sie hören, um ihre Laute genießen und die mit ihnen verbundenen Lebens- und Denkformen begreifen zu können. „Stimmen Bayerns“, die neue CD-Reihe des Trikont-Verlages, lädt deswegen zu einer Begegnung mit bekannten bayerischen Stimmen aus Vergangenheit und Gegenwart ein, darunter Volksschauspieler, Kabarettisten, Politiker und Musiker. Dichter wie Oskar Maria Graf, Franz Xaver Kroetz, Gerhart Polt oder Karl Valentin dürfen da nicht fehlen. Und ein bisschen Franken gibt es in diesem Bayern auch. Voran natürlich Fitzgerald Kusz, der schon immer meinte: „Woanders is a ned anders wie in Schäßlitz.“

Im Vorwort schreibt Herbert Achternbusch:

„So entsteht aus diesen Wortbeiträgen, aus Tonfragmenten aus Filmen, aus Soundcollagen, O-Tönen, Musik und Songs eine einzigartige Enzyklopädie der bayerischen Seele.“

**STIMMEN BAYERNS**

Die neue CD-Reihe des Trikont-Verlages  
Herausgeber: Eva Mair-Holmes, Achim Bergmann, Andreas Koll  
Bisher erschienen: Die Liebe (2001), Der Tod (2011), Der Rausch (2012), Die Freiheit (2013)  
[www.trikont.de](http://www.trikont.de) > Stimmen Bayerns

## Literaturrätsel



Michael Mathias Precht: „Das Oktoberfest – einhundertfünfundsebzig Jahre bayerischer Nationalrausch“ (Plakat, 1985) © Stadtmuseum Amberg

Das berühmte Plakat von Michael Mathias Precht (geb. 1926 in Amberg; gest. 2003 in Nürnberg) zeigt 15 Personen aus der bayerischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, darunter auch einige bekannte Autorinnen und Autoren.

### Wer ist wer?

Weitere Aufgaben (auch für eine Gruppenarbeit):

- Erstellen Sie Kurzbiographien zu den auf dem Plakat dargestellten Personen.
- Erläutern Sie die Personenauswahl und -zusammenstellung, den Titel sowie weitere Bildelemente.
- Informieren Sie sich über Michael Mathias Precht und sein Werk.

- Recherchieren Sie die Rezeption des Plakats anlässlich seiner Erstaussstellung im Münchner Stadtmuseum 1985 und setzen Sie sich mit ihr auseinander.
- Interpretieren Sie das Plakat als Ganzes und arbeiten Sie seine Wirkungsabsicht heraus.
- Dokumentieren Sie Ihre Ergebnisse in einer Powerpoint-Präsentation. Oder: Gestalten Sie eine Schautafel für die Schulöffentlichkeit.

### Hinweis:

Eine Auflösung des Literaturrätsels sowie Hinweise zur Interpretation des Plakats finden Sie im Impressum von Simone Schirmer, Marcel Schellong (Hgg.): München lesen. Beobachtungen einer erzählten Stadt. Würzburg 2008, online: [www.books.google.de](http://www.books.google.de).